

«Es ist eine Kränkung, dass jeder Mensch nur ein Geschlecht verkörpern kann»

Interview aus der Publikation «Geschlecht. Jetzt entdecken», anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Stapferhaus Lenzburg, 2021

Lisa Schmuckli, Psychoanalytikerin und Philosophin

Patrick Gross, Psychoanalytiker

Wenn ich Sie beide vor mir sehe, sehe ich eine Frau und einen Mann. Sehe ich das richtig?

LISA SCHMUCKLI: Auf jeden Fall. Ich bin leidenschaftlich gerne Frau (lacht).

Warum?

SCHMUCKLI: (Lange Pause.) Ich finde, dass ich als Frau eine wahnsinnige Vielfalt ausleben kann. Es gibt wenige Korsetts, wie eine Frau sein muss und wenige Vorstellungen, was eine Frau beruflich machen sollte. Zumindest in meiner Generation. Die Frauenbewegungen haben über die Jahrzehnte den einzelnen Frauen konkret Spielraum eröffnet: Frauen sind Ingenieurinnen, Politikerinnen, Juristinnen, Bademeisterinnen, Coiffeusen, leben in Regenbogenfamilien, sind Mütter oder Co-Mütter oder kinderlos, tragen Hosen und darüber Röcke. Natürlich existieren immer noch enge Normen – gleichzeitig werden andere Lebensformen akzeptiert. Und ja, ich bin gerne in meinem Körper.

War das schon immer so?

SCHMUCKLI: Nein (lacht.) So selbstverständlich ist das Frau-Sein doch noch nicht. Das ist im Verlauf einer Psychoanalyse, die ich selbst bei einer Frau gemacht habe, gewachsen.

PATRICK GROSS: Bei mir stimmt es auch: Ich bin das, was Sie sehen. Ich fühle mich wohl in meinem Körper. Aber ich habe eine Sozialisation hinter mir, die auch einer weiblichen Linie gefolgt ist. Ich möchte mich nicht ausschliesslich auf die «Kategorie Mann» festlegen. Es ist mir gar nicht so klar, was das überhaupt ist.

SCHMUCKLI: Ich finde es spannend, dass du von einer Kategorie sprichst. Die Kategorie wäre mir nicht als Erstes in den Sinn gekommen. Da kommt bereits eine Fremdzuschreibung hinein: «Du bist ein Mann.» Oder andere sagen mir, ich sei eine Frau. Du wirst mit einer Kategorie konfrontiert, von der ich denke, dass sie nichtssagend ist, gerade weil sie dich als Subjekt verpasst und Klischees bedient. Die Kategorie ist wie ein Schleier, den man dir überstülpt, sodass man zwar einen Mann, aber nicht mehr dich als Individuum wahrnimmt.

GROSS: In meiner Sozialisation war diese kategoriale Zuschreibung immer wieder spürbar und zum Teil auch schwierig für mich. Ich kann mich erinnern: Im Gymnasium besuchten die Mädchen eine Einrichtung nur für Frauen und

ich blieb aussen vor. Dieser Ausschluss hat mich beeindruckt und gekränkt. Auch im Freundeskreis – in klassischen Männerrunden – stosse ich immer wieder auf Schwierigkeiten. Ich werde dort als Mann gesehen, aber ich fühle mich da nicht sonderlich wohl und häufig auch nicht so frei.

Sie beide begleiten in Ihrer Arbeit Menschen, die sich nicht mit ihrem anatomischen Geschlecht identifizieren können und eine Geschlechtsangleichung an ihr inneres Gefühl erwägen. Was ist bei diesen Menschen anders als bei sogenannten cis Menschen, die sich mit dem Geschlecht identifizieren, das ihnen bei Geburt zugewiesen wurde?

GROSS: Häufig gibt es am Anfang ein nicht in Worte zu fassendes Gefühl, anders zu sein – und das nicht verorten zu können. Dazu kommt die Marginalisierung, der Minderheitenstress.

SCHMUCKLI: Als Psychoanalytiker:innen gehen wir davon aus, dass sich die Psyche, also das Unsichtbare und Unbewusste, irgendwo zeigen muss. Sei es über Träume oder Sehnsüchte, vor allem auch über Symptome. Bei trans Menschen können diese Symptome möglicherweise operativ behandelt werden. Das ist ein grosser Unterschied.

GROSS: Vermeintlich. Es ist ja auch häufig nur eine Illusion, dass sich das, was sich am Körper festmacht, auch am Körper beseitigen liesse.

SCHMUCKLI: Die Illusion, dass sich das Leiden beseitigen liesse. Trans Menschen haben oft diffuse Vorstellungen in sich, dass da etwas nicht stimmt mit dem Geschlecht, das sie verkörpern. Viele sagen zum Beispiel: «Ich bin im falschen Körper.» Aber was heisst das? Wo ist dann der richtige Körper? Da entsteht ein Spannungsbogen, auch ein Unbehagen, das der Rede wert ist. Aber wir wissen nicht genau, wie wir es zur Sprache bringen können.

GROSS: Es ist ein Spannungsbogen, der bei cis Menschen wohl genau so da ist. Er wird aber, weil häufig der Leidensdruck fehlt, auch auf gesellschaftlicher Ebene nicht erfragt.

Wann ist der Moment gekommen, in dem Sie Ihren Patient:innen sagen: Ihr Leidensdruck ist zu hoch – ich rate Ihnen, den Weg der Geschlechtsangleichung zu gehen?

GROSS: Dieser Moment entsteht gar nicht, denn meine Grundhaltung ist jene der Offenheit für verschiedene Ausgänge des Prozesses, ohne den einen oder andern als besser oder weniger gut zu bewerten. Als Psychoanalytiker fühle ich mich der Haltung verpflichtet, einem Menschen zu helfen, der nicht in seinem Status quo verharren will. Den Weg bestimme aber nicht ich.

SCHMUCKLI: Es muss niemand beweisen: «Ich habe diese oder jene Erfahrung gemacht, das ist ein Hinweis dafür, dass ich ein trans Mensch bin.» Zuerst geht es darum, die Selbsterzählung dieser Menschen, die zu uns in Behandlung kommen, anzuhören und aufzunehmen. Mit dem Ziel, unbewussten Wünschen oder unbewussten Konflikten auf die Spur zu kommen. Es geht nicht darum, eine Identität zu finden, sondern die Selbstfremdheit erzählen und allenfalls integrieren zu können.

Sie halten in ihren Therapien die Erwartung auch bewusst tief, dass «danach alles besser wird».

GROSS: Diese Rettungsfantasie ist meiner Erfahrung nach ein wichtiges Thema.

SCHMUCKLI: Es geht einerseits darum, das Leiden ernst zu nehmen und ihm einen Raum zu geben. Auf der anderen Seite muss sich jede Person, egal ob trans oder cis, das Wissen verschaffen, dass sie nur ein Geschlecht verkörpern kann. Man ist entweder in einem Männerkörper oder in einem Frauenkörper.

Ich meine das nicht biologisch, es hat mit dem Materiellen des Geschlechts zu tun. Dass man nur ein Geschlecht verkörpern kann, ist ein Einschnitt – eine anthropologische Kränkung. Dazu müssen wir eine Haltung entwickeln.

Wir können uns psychisch zwar vorstellen, beides zu sein, sind es aber anatomisch nicht.

GROSS: Ja. Dort hatte Freud recht, wenn er sagt: Anatomie ist Schicksal.

Ja, aber immer weniger. Es gibt zahlreiche Möglichkeiten, den eigenen Körper zu bearbeiten. Die Schönheitschirurgie ermöglicht, unser Äusseres selbstbestimmt zu ändern. Für eine Geschlechtsangleichung braucht es aber eine ärztliche Diagnose.

SCHMUCKLI: Es ist ein grosser Widerspruch, dass einerseits viele trans Menschen offensichtlich nicht krank sind, aber im Gesundheitssystem als solche behandelt werden und beispielsweise Anträge stellen müssen für allfällige Operationen. Da gibt es eine Spannung zwischen Pathologisierung und Selbstbestimmung. Ein zweiter Widerspruch ist, dass ich als Psychoanalytikerin letztlich nicht entscheiden will, auch nicht kann, wie sich ein Mensch in seinem Körper wohlfühlen und wie er glücklich werden könnte.

Was macht die Möglichkeit der «Arbeit am Körper» mit uns?

SCHMUCKLI: Wir leben in einem Zeitalter des Machbarkeits- und des Körperwahns. Als wären wir alle Bildhauer:innen. Man meisselt das Selbstbild quasi am Körper heraus – sei es mittels Fitnessstudio oder mittels Schönheitsoperationen. Es entsteht ein Paradoxon: Man hebt den Körper hervor, aber er verschwindet. Er ist nicht mehr individualisiert, sondern nur noch schablonisiert. Dieses Verschwinden hat etwas Apolitische. Es gab einen Spruch in den 1980er-Jahren: «Wieso sollte ich die Welt verändern, wenn ich meine Oberschenkel trainieren kann?»

GROSS: Aus dem kapitalistischen System heraus macht das Sinn. Leute, die sich aufs Training ihrer Oberschenkel konzentrieren, werden nicht gefährlich in Bezug auf das Gesamtsystem. Das kapitalistische System fordert und fördert die Individualisierung und Selbstoptimierung mit einem entsprechenden Angebot an Dienstleistungen.

Der Kapitalismus braucht flexible, anpassungsfähige Menschen. Passt hierzu auch, dass immer mehr Menschen das Gefühl haben, ihr Geschlecht sei fluid?

GROSS: Ja, und das ist interessant: Wir sehen eine zunehmende Pluralisierung und Öffnung des Sexuellen und des Geschlechtlichen und gleichzeitig auch eine erhöhte Identitätsbildung im geschlechtlichen und sexuellen Bereich.

SCHMUCKLI: Ich kann mir unter einem fluiden Geschlecht zwar etwas vorstellen, aber für mich hat es sehr viel mit Konfliktvermeidung zu tun, wenn man sagt: «Ich will mich nicht festlegen. Ich bin mal dies, mal jenes, mal das Dritte.»

GROSS: Also du meinst Verleugnung der Differenz?

SCHMUCKLI: Auch das. Aber auch Verleugnung von einer Setzung, die einem übertragen wurde. Ich habe das ja nicht freiwillig gewählt, ich muss etwas damit machen. Das Fluid-Sein hat auch etwas damit zu tun, etwas nicht aneignen zu wollen, sondern alle Optionen offenzulassen. Da bin ich sehr skeptisch.

Kann man dasselbe bei Menschen sagen, die ihr Geschlecht angleichen möchten? Kann das auch eine Fluchtbewegung weg von einem möglichen Konflikt sein, Mann oder Frau sein zu müssen?

SCHMUCKLI: Ich habe eher den Eindruck, dass es ein Versuch ist, das subjektive Leiden zu mindern und das subjektive Gefühl zu stärken, dass ich irgendwo ankomme. Aber selbst wenn es eine Flucht wäre – was dann? Dann muss man über diese Flucht reden. Wenn man von der Psychoanalyse kommt, weiss man, dass man dem Konflikt nicht ausweichen kann. Man kann etwas klären, ist erleichtert, und bereits stellt sich ein nächster Konflikt ein. Es geht eher darum, wie sich der Konflikt anders zeigt.

Als Therapeut:innen sind Sie diesen Konflikten tagtäglich ausgesetzt. Was macht das mit Ihnen?

GROSS: (Lange Pause.) Mich macht es häufig traurig. Nicht in den Behandlungen selbst, sondern, wenn ich ausserhalb damit konfrontiert werde, zum Beispiel in den Medien. Aber das ist nicht das Ganze. So masochistisch bin ich nicht veranlagt, dass ich das suchen würde. Das andere ist das Öffnende, das Erkundende, das Befragende. Das spricht mich sehr an.

SCHMUCKLI: Ich erlebe es als ein starkes Infragestellen davon, gerne Frau zu sein. Als politisch interessierte Frau fordern diese Menschen mich heraus, geschärfter auf die Gesellschaft zu schauen. Was sind die Normen zwischen den Geschlechtern – die sind jetzt gerade wieder stark am Verkrusten – und wo gibt es Aufbrüche?

Haben Sie sich auch schon vorgestellt, was für ein Mann Sie wären?

SCHMUCKLI: (Lange Pause.) Ich finde das eine irritierende Frage. Es ist zwar nicht *nicht* vorstellbar. Aber sowohl als Psychoanalytikerin als auch als Privatperson reizt es mich, Grenzen auszuloten. Und das würde mich wahrscheinlich auch in einem Männerkörper reizen. Und doch habe ich eine ganz individuelle Sozialisation hinter mir. Ich wüsste nicht, wie oder wer ich mit einer männlichen Sozialisation in meinem Elternhaus geworden wäre.

GROSS: Ich denke, ich wäre im anderen Geschlecht nicht anders, aber eine Andere.

Wie entsteht Geschlechtsidentität? Was hat sie mit dem Körper zu tun?

GROSS: Therapeutische Gegenfrage: Warum ist das so wichtig?

Weil wir viel davon reden, aber unklar ist, was sie eigentlich auszeichnet? Beim biologischen Geschlecht ist es für viele relativ klar.

GROSS: Die Frage impliziert, dass Geschlechtsidentität etwas Fixes ist. Das stellt die Psychoanalyse fundamental infrage. Geschlechtsidentität entwickelt sich stetig weiter.

SCHMUCKLI: Es geht um das Entwickeln des Geschlechts – aber nur des einen Geschlechts, weil wir, wie bereits gesagt, nicht beide verkörpern können. Mir hat immer die Unterscheidung zwischen «dem Sexuellen» und «der Sexualität» der Psychoanalytiker:innen Goldy Parin-Matthèy, Paul Parin und Fritz Morgenthaler geholfen: Jede Entwicklung braucht einen Motor, der antreibt. Dabei sind das Begehren, die Wünsche oder Sehnsüchte das Ungeformte: das «Sexuelle». Wird das «Sexuelle» normiert und geformt, entsteht «Sexualität»: die akzeptierten sexuellen Praktiken. So kann man unterscheiden, was gilt und was Abweichung ist. Für mich ist es mit diesem Konzept einfacher, im Sexuellen zu bleiben: Wo ist das Antreibende? Wo ist das Begehren? Wo hat es noch

keine Form? Welche Formen werden angeboten von der Gesellschaft, die dann wieder stören können, weil sie zu eng sind?

**«Das Begehren ist in das Geschlecht eingebrannt»,
hat der Sexualwissenschaftler Martin Dannecker einmal gesagt.
Was meinte er damit?**

GROSS: Wenn wir über Politik reden – so hat er es einmal formuliert –, dann spielt es vielleicht keine so grosse Rolle, ob mir ein Mann oder eine Frau gegenüber sitzt. Erst wenn es erotisch oder sexuell wird, spielt das Geschlecht für das Begehren eine grosse Rolle. Egal ob homo-, bi- oder heterosexuell. Wenn wir das Begehren als das Streben nach Lust und Befriedigung verstehen, so bezieht es sich keineswegs nur auf sexuelle Aktivitäten, sondern ist – dem Trieb gleich – eine entscheidende Antriebskraft. Analog zum Trieb schlägt sich das Begehren in körperlichen Prozessen und Strukturen nieder, das Begehren bedient sich des Körpers. Und dieser Körper ist, ob Schicksal oder nicht, ein geschlechtlicher.

SCHMUCKLI: Ich würde Dannecker widersprechen. Es kommt sehr wohl darauf an, ob hier in unserer Runde drei Männer sind oder ich als Frau mit dabei bin. Weil ich darauf bestehe, dass meine Wahrnehmung oder Wirklichkeit als Frau auch reinkommt. Dann ist das Geschlecht schon drin. Auch in der Politik. Entscheidend ist der Moment, in dem ein Mangel sichtbar wird: «Ich bin nicht Mann», zum Beispiel.

GROSS: Entscheidend ist die Differenz. Ich brauche etwas, das du hast.

**Wenn wir vom geschlechtlichen Begehren sprechen,
geht es bei der Differenz dann um einen Unterschied zwischen
männlich und weiblich oder zwischen aktiv und passiv?**

SCHMUCKLI: Das Weibliche wird noch immer mit dem Passiven assoziiert, das Männliche mit dem Aktiven. Aber genau diese Form von Festschreibungen oder «Verlötungen» müssen gesprengt werden. Das Begehren ist sehr eruptiv. Seine Quintessenz ist, dass es nicht festgeschrieben ist.

Aber es gibt kein Begehren ohne Differenz?

GROSS: Das würde ich unterschreiben.

SCHMUCKLI: Ich auch.

**Reden wir über «Dynamiken des Begehrens»: Wie verstehen Sie
das, wenn zum Beispiel eine lesbische Frau zum homosexuellen
trans Mann wird?**

SCHMUCKLI: Begehren ist zunächst ein formloser Antrieb. Welche Form es annimmt – die sich zum Beispiel als sexuelle Orientierung zeigt –, ist ein psychischer, individueller Prozess, der wiederum von sozialen Normen mitgeprägt wird. Wenn sich eine lesbische cis Frau zu einem homosexuellen trans Mann verändert, gibt es überkreuzende Prozesse zwischen der Transition und der sexuellen Orientierung, zwischen dem Stabilisieren eines Selbstbildes und der sozialen Selbsterfindung. Das Begehren hat seine Form in der Sexualität nach der Transition wiedergefunden.

**Wenn wir versuchen, diese Differenz zu fassen:
«Männlich – weiblich» reicht nicht, «aktiv – passiv» auch nicht.
Ist es der Mangel? Entsteht daraus das Begehren?**

SCHMUCKLI: Vorab muss ich etwas über mich selbst wissen. Nämlich: Bin ich wohl in meinem Geschlecht beziehungsweise Körper? Die Setzung, dass Anatomie Schicksal ist, wirft ja die Frage auf, ob ich das mir zugefallene Schicksal aufgreifen und aneignen kann – oder nicht. Die Differenz sorgt

dort für eine Unruhe, wo das Begehren oder eben ein Mangel ins Spiel kommt: Ich bin beziehungsweise habe etwas, aber es genügt mir nicht. Und die andere Person bietet etwas, was ich will. Dann ist man in einer Beziehung. Und just das kann sehr konfliktreich sein.

Was macht es für einen Unterschied, dass ein kleiner Junge seinen Penis sieht und ein Mädchen ihre Vagina nur ertasten kann?

GROSS: Es ist nicht nur das. Es ist auch die Benennung der Geschlechtsteile. Der Penis kann benannt werden, für die Vulva gibt es kein deutsches Wort.

Die Scham.

GROSS: Genau. Was ja bezeichnend ist. Zu ihrer Frage: Es macht einen Unterschied. Es verweist darauf, dass wir nicht unabhängig von unserem Körper aufwachsen. Wir erfahren unsere Umwelt mit und durch den Körper. Und dieser ist, wie schon erwähnt, ein geschlechtlicher.

SCHMUCKLI: Die Sichtbarkeit des Penis, das Greifbare, gibt auch eine Art Sicherheit.

GROSS: Aber dort, wo der Penis der Halt ist, dort kann auch etwas verloren gehen. Wenn man die Kastrationsfantasien auf die Geschlechtsidentität bezieht, dann ist die männliche Identifizierung brüchiger als die weibliche.

SCHMUCKLI: Aber das würde ja dann heissen, dass dem Mädchen gar nichts genommen werden kann, weil visuell auf den ersten Blick ja «gar nichts da» ist. Das übrigens auch sprachlich kaum benannt und symbolisiert wird, wie du schon trefflich erwähnt hast. Das ist eine äusserst schwierige Ausgangslage. Die Überlegung «Aha, ich habe eine Vagina, und die kann zupacken und abbeissen» kann eben auch ein enormer Fantasieproduzent sein – auch von weiblicher Aggression und Potenz. Dann ist das Gleichgewicht des Schreckens wiederhergestellt (lacht): Er kann etwas verlieren, sie kann etwas abbeissen. Aber es behagt mir nicht, das so parallel zu konstruieren. Da schwingt immer auch eine Bewertung mit: Die fragilere Identitätsbildung der Männer vis-à-vis der stabileren der Frauen.

Inwiefern ist die Kategorie des Geschlechts struktur- und identitätsbildend für uns wie keine andere?

GROSS: Die Differenz ist strukturbildend. Ohne Differenz entsteht keine Identität und keine Entwicklung.

SCHMUCKLI: Genau: Die Geschlechterdifferenz bildet die Grundlage, hinter die man nicht zurückkann. Wir sind ständig mit dieser Differenz im Alltag herausgefordert, konfrontiert und beschäftigt. Ob wir rasenmähen, uns verlieben, ob wir den Kehricht entsorgen oder uns einen Zahn flicken lassen, ob wir gebären oder zeugen, ob wir Vaterschaftszeit oder Mutterschaftsurlaub beantragen, ob wir kochen oder die betagten Eltern betreuen – wir werden im Körper und folglich in einem Geschlecht wahrgenommen.

Und was ist mit den Menschen, die sich als nicht binär bezeichnen?

GROSS: Dort gibt es die Differenz auch. Gibt es das Nicht-Binäre überhaupt?

SCHMUCKLI: Man könnte zumindest ergänzen, dass das Nicht-Binäre ein Wunsch ist, die Geschlechterdifferenz aufzulösen und durch den Wunsch die Geschlechterdifferenz fortsetzt. Bis anhin haben wir noch nicht über das Leiden und die Problematik der intersexuellen Menschen gesprochen. Ich greife nur ein Moment heraus, nämlich jener, dass Intersexuelle, denen man bei der Geburt ein Geschlecht zugeteilt hat, genau an dieser Ein- und

Zuteilung leiden. Auch eine Nicht-Zuteilung bestätigt jedoch die Geschlechterdifferenz und die davon abgeleiteten vertrauten Verhaltensmuster als Männer und Frauen.

Es prallen heute zwei Momente aufeinander. Der Wunsch, vielfältiger zu leben und der Wunsch nach Eindeutigkeit. Warum ist das heute so?

SCHMUCKLI: Die Individualisierung im kapitalistischen System geht einher damit, dass es keine übergreifende Ordnung mehr gibt: Weder Religion, Familie noch Staat stellen heute eine tragfähige symbolische Ordnung und damit sinnstiftende Welterklärungen her. Vielleicht kann man noch am ehesten von einer multinationalen Ordnung sprechen. Oder von der Globalisierung. Wir haben viel mehr Einblicke in kulturell und ökonomisch andere Lebensentwürfe. Das kombiniert mit dem Individualisierungsschub heisst ganz pointiert: Der Mensch ist entlassen aus übergeordneten Erklärungszusammenhängen. Folglich muss er sein Leben selbst entwerfen, gar erfinden. Daher rührt die Gleichzeitigkeit des Wunsches nach Eindeutigkeit – dass man mich als mich erkennt –, aber auch des Wunsches: «Ich bin viele» sagen zu können.

GROSS: Das zeigt sich auch gut in der Queer-Bewegung. Sie war ja in erster Linie- und hier ist sie nahe an der Psychoanalyse – eine hinterfragende Bewegung. Letztlich hat sie sich aber gedreht – oder sie wurde gedreht – in eine identitäre Bewegung. Ich habe diese Bewegung nie als identitätsstiftend verstanden, sondern im Gegenteil als dekonstruktiv. Vielleicht ist das heute auch in diesem doppelten Sinne zu verstehen: Auf der einen Seite die Vielfalt und die Dekonstruktion, auf der anderen Seite die Suche nach Sicherheit, Orientierung und vermeintlicher Klarheit.

Lisa Schmuckli ist Psychoanalytikerin in einer Praxisgemeinschaft und Philosophin in Luzern.

Patrick Gross ist Psychoanalytiker in eigener Praxis in Basel und Dozent am Ausbildungszentrum für Psychoanalytische Psychotherapie (AZPP). Er ist Mitbegründer sowie langjähriger Vorsitzender der Fachgruppe Trans* und zudem designierter Leiter einer Spezialsprechstunde für Geschlechterfragen an der Psychiatrie Baselland (PBL).

Das Interview führte Alain Gloor (Stapferhaus)